

Bezug auf ein Individuum; und ebenso innige Freundschaft auch nur gegen Wenige.

6. Daß es wirklich sich also verhält, ersehen wir auch aus den Thatfachen des Lebens, denn da kommen nicht viele Freunde in der wirklichen Bedeutung der Kameradenfreundschaft vor, und bei den von den Dichtern besungenen ist immer nur von einem Freundespaare die Rede. Die Allerweltsfreunde dagegen, die Jedermann mit Vertraulichkeit begegnen, gelten für Menschen, die eigentlich Keinem Freund sind, ausgenommen im politischen Sinne⁵⁾, was man in der Sprache durch den Namen „Gefälligmacher“ ausdrückt, mit dem man sie benennt.

Politisch kann man nun zwar allerdings Vielen Freund sein, auch wenn man kein „Gefälligmacher“, sondern nur ein wirklich rechtschaffener und tüchtiger Mann ist. Die Freundschaft dagegen, deren Grund die Tugend und das eigene Selbst des Freundes ist, kann nicht gegen Viele stattfinden, sondern man mag sehr zufrieden sein, wenn man selbst nur wenige solche findet⁶⁾.

Elftes Kapitel.

Die nächste Frage ist: bedarf man Freunde mehr in glücklichen oder in unglücklichen Umständen? In beiden Lagen nämlich werden sie gesucht; denn wer unglücklich ist, der braucht Hülfe, und wer glücklich ist, braucht Gesellschafter und Leute, denen er wohl

⁵⁾ Im Sinne eines freundnachbarlichen Verkehrs, wie unter Mitbürgern und Gliedern einer und derselben bürgerlichen Genossenschaft oder Partei stattfindet und sich gebührt. Auch heute reden wir ja von „unsern politischen“ Freunden.

⁶⁾ Diogenes Laertios im „Leben des Aristoteles“ (V, 21) erzählt nach Psavorinus, daß der Spruch: „Wer viele Freunde hat, hat keinen“, ein Lieblingspruch des Weisen von Stagira gewesen sei. Er citirt dabei das siebente Buch der Ethik, und wirklich lesen wir diesen Ausspruch im siebenten Buche der sogenannten Eudemischen Ethik (Kap. 12, p. 1245. B. 19. Bekk.). Daraus sehen wir, daß zur Zeit der beiden genannten alten Schriftsteller diese Ausgabe der Ethik als Aristotelisch galt.

thun kann, denn er will doch von seinem Glücke thätigen Gebrauch machen.

Mehr Sache der Nothwendigkeit und des Bedürfnisses ist nun offenbar ein Freund, wenn man in unglücklichen Umständen ist, daher sind es denn auch nützliche Freunde, welche man da nöthig hat. Aber ein schöneres Gut ist doch Freundschaft, wenn man in glücklichen Umständen ist, daher sucht man denn in solcher Lage auch die trefflichen Menschen auf, weil es in höherem Grade wünschenswerth ist, solchen Menschen Gutes zu erweisen und in ihrer Gesellschaft sein Leben hinzubringen. — 2. Denn die bloße Anwesenheit eines Freundes ist schon etwas Angenehmes, und sie ist es selbst im Unglück. Denn der Betrübte findet sich erleichtert, wenn Freunde seinen Schmerz theilen. Man könnte daher füglich die Frage aufwerfen: ob in solchem Falle die Freunde uns wirklich so zu sagen einen Theil unserer Last abnehmen, oder ob dies zwar nicht der Fall ist, wohl aber ihre Anwesenheit, weil sie uns angenehm ist, verbunden mit dem Gedanken, daß sie unsern Schmerz mitempfinden, unser Leid geringer machen? Indessen, ob dies oder etwas Anderes der Grund unserer Erleichterung sei, bleibe unerörtert¹⁾; die Thatsache, daß wir erleichtert werden, steht jedenfalls fest.

3. Mir scheint die Gegenwart der Freunde (bei unseren Schmerzen) einen Eindruck von gemischter Empfindung zu machen. Einerseits nämlich ist der bloße Anblick der Freunde eine angenehme Empfindung, zumal, wenn man unglücklich ist, und er gewährt uns so zu sagen eine Hülfe gegen den Schmerz der Betrübniß²⁾; denn

¹⁾ Aristoteles scheint hier auf den Xenophontischen Sokrates (Xenophon Memorabilien II, Kap. 7) anzuspiesen, welcher sich dort zu der ersten Ansicht bekennt. Goethe sagt über denselben Gegenstand (in Erwin und Elmire):

„Im Busen eines Freundes wiederhallend,
Verliert sich nach und nach des Schmerzens Ton!“

²⁾ Diese Aristotelische Stelle hat der Verfasser des pseudoaristotelischen Briefes an König Philippos von Makedonien vor Augen gehabt. S. Stahr, Aristotelia Th. II, S. 215. Aristoteles selbst aber dachte auch hier wieder an seinen Euripides, der im Ion B. 730—732 denselben Gedanken ausspricht:

der Freund ist durch Anblick und Zuspruch ein tröstliches Wesen, wenn er das Geschick dazu hat, weil er unsern Charakter kennt, und weiß, was auf denselben angenehm oder betrübend wirkt. — 4. Auf der andern Seite hat es dagegen wieder etwas Betrübendes, den Freund über unser eigenes Unglück sich betrüben zu sehen; denn Jedermann vermeidet es gern, seinen Freunden Ursache zur Betrübniß zu sein; deßhalb haben denn auch männlichtapfere Charaktere eine Scheu davor, ihre Freunde an ihren Schmerzen theilnehmen zu lassen, und wenn nicht die eigene Verhärtung gegen den Schmerz sich in ihm allzu hoch steigert, so erträgt ein solcher es nicht, seine Freunde leiden zu sehen³⁾, — wie er denn überhaupt Mitjammerer nicht an sich heranläßt, weil er selber kein Freund vom Jammern ist. Weibsen dagegen und weibische Männer haben Genuß an solchen „Mitseufzenden“ und lieben sie als Freunde und mitleidende Seelen. Ich denke aber, man muß es überall den Besseren nachthun.

5. Die Gegenwart der Freunde in unsern glücklichen Umständen gewährt uns einmal eine angenehme Unterhaltung und demnächst auch das angenehme Bewußtsein, daß sie sich an dem Guten, was wir besitzen, erfreuen. — Man kann also, glaub' ich, mit gutem Zug die Regel geben: Zur Theilnahme an deinem Glücke rufe gern den Freund herbei, — denn Glück um sich verbreiten wollen, ist

Wohl ist es süß zu theilen mit dem Freund sein Glück!
Doch wenn uns, Gott verhüt' es, irgend Unglück trifft,
Ist's süß, zu schauen in das Aug' des treuen Freund's.

Vergl. auch Plutarch a. a. O. Th. VI, p. 181 Reiske, der ausdrücklich den Euripides anführt.

³⁾ Die psychologisch interessante Erscheinung, welche Aristoteles hier im Auge hat, ist vielfach mißverstanden und unsere Stelle auf das verschiedenste erklärt worden. Der Gedankengang aber zeigt, daß unsere Uebersetzung die richtige ist. Aristoteles sagt: Freunde über unser Unglück leiden sehen, ist an sich etwas Schmerzliches, und kein Mensch will gern Ursache davon sein. Sehr starke und männlichkräftige Naturen sträuben sich vor Allem dagegen. Das „Mitleiden“ ihrer Freunde wird ihnen geradezu eine Last und Qual, und sie ziehen es daher vor, ihren Schmerz in sich zu verschließen — es sei denn, daß ihr Naturell so eisern oder ihr Leiden so groß ist, daß es sich in ihnen bis zur Unempfindlichkeit steigert; denn in solchem Falle hören allerdings auch jene zarten Rücksichten gegen ihre Freunde auf.

Aristoteles' Ethik.

schön und edel; zur Theilnahme an deinem Unglücke aber zögernd, — denn von seinem Unglücke soll man so wenig als möglich Andern zukommen lassen; daher das Dichterwort:

Genug, daß ich unglücklich bin! — 4)

Am ersten noch darf man sie in solchen Fällen herbeirufen, wo sie in der Lage sind, mit eigener geringer Beschweriß uns große Dienste zu erweisen.

6. Umgekehrt dagegen schießt es sich, wie ich meine, daß wir zu unsern Freunden, wenn sie im Unglücke sind, ungerufen und freudig gehen — denn es ist Freundespflicht, wohlzuthun, und zwar am meisten in der Noth, und wenn der Freund es nicht fordert, denn in solchen Fällen ist für beide Theile der Freundschaftsdienst hier edler, dort angenehmer. Sind aber unsere Freunde in glücklichen Umständen, so nahe man sich ihnen mit freudiger Eile, wenn man zur Erreichung ihrer Absichten mitwirken kann — denn dazu bedarf auch der Glückliche Freunde, aber zögernd, wenn es die Beförderung unseres eigenen Wohles durch sie gilt. Denn es ist nicht schön, sich dazu zu drängen, Gunst und Gutes zu empfangen. Nur hat man freilich auch den Anschein unfreundlicher Sprödigkeit im Ablehnen 5), wie ich meine, zu vermeiden, den man zuweilen in solchem Falle auf sich zieht.

Das Resultat von Allem also, sehen wir, ist dies, daß die Gegenwart unserer Freunde in allen Lebenslagen wünschenswerth ist.

4) Wahrscheinlich aus irgend einer verlorenen Dichtung des Euripides, in dessen erhaltenen Tragödien der Gedanke selbst öfter, nur nicht in dieser prägnanten Form vorkommt. Z. B. Iphigen. Tauric. B. 670 ff. Seidler. Ähnlich ist auch der Ausruf der bekümmerten Jokaste gegenüber ihrem Gatten bei Sophokles Oedip. Tyrann. B. 1053 ff. Herm.

5) S. oben II, Kap. 7, §. 13. Unfreundliche Sprödigkeit, sagt Plutarch (IV, p. 47 Reisk.), macht uns den Freunden lästig. Im Brautstande, meint der Alte, möge sie der Braut hingehen als Bürge künftiger ehelicher Zärtlichkeit und Hingebung, aber in der Ehe sei sie zu meiden (IV, p. 524. p. 529). — Die Lehre, im Unglück schnell, im Glück zögernd den Freunden zu nahen, gab schon der alte Chilon, einer der sieben Weisen. Vgl. Diog. Laert. V, 83. und dort die Ausleger.

Zwölftes Kapitel.

Wir können also wohl sagen: wie es für die Liebenden das Allererfreulichste ist, den Gegenstand ihrer Liebe zu sehen, und wie sie diese Sinnesempfindung allen den übrigen Sinnesempfindungen vorziehen, weil durch sie allein die Liebe vermittelt wird und entsteht¹⁾, ebenso ist auch für die Freunde das Wünschenswertheste, mit ihren Freunden zusammenzuleben. Denn die Freundschaft ist Lebensgemeinschaft, und wie jeder zu sich selbst, so verhält er sich auch zu seinem Freunde. Nun ist aber in Bezug auf sich selbst dem Menschen die Empfindung, daß er da ist, eine wünschenswerthe, mithin auch in Bezug auf den Freund²⁾. Zur Bethätigung aber kommt die Empfindung erst in ihrem Zusammenleben, es ist daher natürlich, daß dieses der Gegenstand ihres Verlangens ist. — 2. Und was es auch immer sein möge, worin für Jeden das Sein besteht oder um dessentwillen er zu leben wünscht, immer ist sein Sinn darauf gestellt, in diesem Elemente vereint mit dem Freunde sein Leben zu führen. Daher trinken die Einen mit ihren Freunden, die Andern würfeln, noch Andere turnen, oder jagen, oder — philosophiren mit ihnen, — kurz, Jeder verbringt seine Tage mit seinen Freunden in demjenigen, was er selbst in seinem Leben am liebsten treibt und thut. Zusammenleben nämlich ist es, was Alle mit ihren Freunden wollen, und daher thun und treiben sie mit ihnen dasjenige, was für sie die Lebensgemeinschaft ausmacht.

3. Daher wird denn auch die Freundschaft zwischen schlechten Menschen immer die Ursache der sittlichen Verschlechterung. Denn

¹⁾ S. oben VIII, Kap. 4 zu Anf. und IX, Kap. 5, §. 3. „Aus Sehen kommt das Sehnen!“ sagt ein griechisches Sprichwort, mit Benutzung des Gleichklangs in den Worten *horahn*, welches „sehen“, und *erahn*, welches lieben bedeutet! Athenaios (Deipnosoph. XIII, p. 564 B.) führt folgenden Ausspruch des Aristoteles an: „Die Liebhaber blicken auf keinen Theil des Leibes der geliebten Person so gern, als auf und in die Augen derselben, denn in ihnen hat die Züchtigkeit ihren Wohnsitz“.

²⁾ Vgl. oben IX, Kap. 4, §. 5; Kap. 9, §. 10.

das, worin sie Gemeinschaft haben, sind schlechte Dinge, und dazu sind sie selbst innerlich haltlos ³⁾, und somit werden sie also schlecht, indem sie einander ähnlich werden. Dagegen die Freundschaft der Guten ist selbst gut, und wächst als solche durch den gegenseitigen Umgang. Man kann sagen, beide Theile werden besser, indem sie Einer für die Zwecke des Andern wirken, und Einer den Andern zurechtweist; denn Jeder drückt vom Andern gleichsam dasjenige in sich und sein Wesen ab ⁵⁾, was ihm am Andern gefällt. Daher das Dichterwort ⁶⁾:

„Gutes lernst du von Guten!“ —

So viel von der Freundschaft! Im nächstfolgenden Buche werden wir von dem Vergnügen zu handeln haben ⁷⁾.

³⁾ S. oben VIII, Kap. 8, §. 5.

⁴⁾ S. oben VIII, Kap. 4, §. 6.

⁵⁾ Ein bei den alten Griechen sehr beliebtes Bild, das man auch bei Platon (Staat III, Kap. 8, p. 396 d.) und Aristophanes (Erdbebe 1030 ff. Dind.) ähnlich angewendet findet.

⁶⁾ Des Theognis. Siehe die Anmerkung zum neunten Kapitel dieses Buchs, §. 8.

⁷⁾ Dieselbe Inhaltangabe des folgenden Buches wird zu Anfange desselben wiederholt. Das geschieht häufig bei Aristoteles, und hat wohl seinen Grund darin, daß diese Schriften nach mündlichen Vorträgen aufgezeichnet sind. Wenn der Philosoph, wie hier, eine Materie und zugleich seine Vorlesung schloß, so war nichts natürlicher, als daß er auf den Inhalt der nächsten Vorlesung hinwies, wie er das hier thut; und ebenso natürlich war es, daß er beim Beginne der nächsten Vorlesung an das Vorhergegangene anknüpfte. So viel aber ist sonnenklar, daß Aristoteles, wenn er selbst die Ethik, wie wir sie haben, zur Herausgabe als Buch bearbeitet hätte, hier diese ungeschickte Wiederholung eines und desselben Gedankens am Schlusse des einen und am Anfange des andern Buches nicht hätte stehen lassen.